

Italienischer Jour

Der Name Fabrizio Gatti steht in Italien für couragierten Undercover-Journalismus. Als «Flüchtling» ging er über die Schweizer Grenze, durch die Sahara, in italienische Asylantenlager. Im Januar deckte der Reporter der Wochenzeitschrift «L'Espresso» Missstände im grössten römischen Krankenhaus Umberto I. auf. Fabrizio Gatti über seine Arbeitsweise, seine ethischen Massstäbe und Grenzen. Interview von Michael Kadereit



Fabrizio Gatti, Journalist bei L'Espresso

gazette: Herr Gatti, Sie sind in Italien wegen Ihrer Arbeitsmethode bereits einmal verurteilt worden. Bekommen Sie zunehmend rechtliche Schwierigkeiten?

Fabrizio Gatti: Eher das Gegenteil ist der Fall. Die einzige rechtskräftige Verurteilung war eine Geldstrafe wegen illegaler Einwanderung, verhängt vom Gericht in Lugano, bestätigt vom Bundesgericht 2001. In Italien wurde ich für meine Arbeit über das Asylantenlager Via Corelli in Mailand zwar zunächst zu 20 Tagen Gefängnis verurteilt, aber das wurde in der Berufung aufgehoben. Das Gericht anerkannte ausdrücklich den verfassungsgemässen Wert meiner journalistischen Arbeit. Für mein Eindringen in das Auffanglager Lampedusa 2005 ermittelte man nur noch pro forma gegen mich, ich habe davon offiziell nichts mehr gehört. Bei meiner letzten verdeckten Recherche im Poliklinikum in Rom habe ich alles mit Fotos und Videos dokumentiert und ins Internet gestellt, es gab nicht mal eine Anzeige.

Welche Reaktionen bekommen Sie auf Ihre Arbeit, von der Bevölkerung und von Kollegen? Wallraff in Deutschland wurde ja von manchen als Nestbeschmutzer gehasst.

Hass auf keinen Fall. Eher eine Art sportliche Anerkennung selbst bei den Politikern, denen ich durch meine Enthüllungen Schwierigkeiten bereitete. Das Lager in Mailand wurde nach meinem Bericht sogar geschlossen, in Lampedusa änderte sich die Behandlung der Flüchtlinge. Nach der Aufdeckung des Krankenhausskandals gab es grosse Zustimmung von Seiten der Leser, sogar der Leiter des Poliklinikums Umberto I in Rom räumte die Missstände offen ein.

Von den Kollegen bekomme ich nur Unterstützung, allenfalls beneiden sie mich, weil sie auch gern so arbeiten würden, es ihr Chefredakteur aber nicht ermöglicht.

Warum haben Sie für die Arbeit über die Zustände im römischen Krankenhaus die verdeckte Recherche gewählt?

Der L'Espresso wollte über die hygienischen Missstände in italienischen Krankenhäusern berichten, weil diese jedes Jahr viele Todesopfer fordern. Das konnte man nicht traditionell recherchieren, also schlug ich vor, verdeckt zu arbeiten, was ich bisher hauptsächlich zum Thema Einwanderung gemacht hatte.

Welche Vorarbeiten waren nötig?

Ich hatte mich zwei Tage im Poliklinikum umgesehen, hatte Hygienevorschriften studiert, mich im Internet dokumentiert. Es wäre kriminell gewesen, mich als Arzt oder Sanitäter zu verkleiden, stattdessen streifte ich mir einfach den Overall eines Handwerkers über. Da nach meinen Recherchen die Krankenhausleitung selbst nicht wusste, wieviele Beschäftigte es im Umberto I. gibt, würde ich wohl kaum auffallen. Tatsächlich hat mich in den vier Wochen niemand jemand gefragt, wer ich bin und was ich da mache. Es reichte, ab und zu ein Rohr auszumessen oder eine Lampe zu checken, schon sprach mich niemand an.

Wie bereiten Sie sich auf die Situation vor, wie denken Sie sich in die Rolle?

Im Hospital war das eine rein technische Vorbereitung, psychologisch einfach. Ich musste nur so tun, als gehörte ich dazu. Schwieriger war es, sich als angeblicher Flüchtling unter falschem Namen in ein Auffanglager wie Lampedusa einzuschmuggeln. Man muss eine falsche Geschichte haben, den eigenen Namen vergessen. Wenn damals jemand «Fabrizio Gatti!» gerufen hätte, hätte ich mich nicht mal umgedreht. Bei der Recherche über die Tomatenplantagen in Apulien wäre es sogar gefährlich geworden, aufzufliegen.

Wie leben Sie während der Zeit einer verdeckten Recherche – schlüpfen Sie am Abend wieder aus der Rolle?

Im Krankenhaus ja. Ich ging einfach nach Hause und lebte mein normales Leben. Anders ist es als Flüchtling, da ist man rund um die Uhr in der Rolle. In Lampedusa dauerte das acht Tage, in der Sahara 6 Wochen. In den Tomatenplantagen musste ich spät abends 10 Kilometer mit dem Rad in eine Pension fahren, wo der Fotograf wartete, um ihm die Orte zu zeigen, wo ich tagsüber gewesen war, damit er am nächsten Tag dort fotografieren konnte.

Haben Sie konkrete Recherchepläne für jeden Tag? Reicht die einfache Beobachtung und wie dokumentieren Sie diese?

Im Krankenhaus hatte ich eine genaue Routine, Orte, die ich täglich auf Sicherheit oder Hygiene überprüfte. In Lampedusa war es unmöglich, ein Notizbuch zu führen. Wenn ich mal telefonieren konnte, gab ich die Zahlen und Fakten durch, die ich mir gemerkt hatte. Bei der Tomatenrecherche ging es um kriminelle Taten, ich musste also abends alles akribisch aufschreiben. In der Wüste habe ich mich abseits schlafen gelegt und heimlich mit einer Taschenlampe im Schlafsack Notizen geschrieben. Im Krankenhaus dokumentierte ich alles mit Foto und Videokamera. Ich mache seit Jahren solche digitalen Notizen, um später besser Orte, Farben, Personen beschreiben zu können.

Wie gehen Sie mit «Kollegen», also Spitalangestellten, anderen Flüchtlingen um? Fallen Sie auf, weil sie zu neugierig sind?

Ich spreche auf ihrer Ebene mit ihnen und gewinne ihr Vertrauen. Wenn möglich, habe ich den Personen, über die ich berichtete, gesagt, dass ich Journalist bin und die meisten waren einverstanden,

Journalist undercover

dass ich über sie schrieb. Ich schütze jedoch immer die Privatsphäre der Beteiligten, im Krankenhaus beispielsweise wurden auf den Fotos die Gesichter von «Arbeitskollegen» und Patienten unkenntlich gemacht.

Besteht die Gefahr, zum Agent Provocateur zu werden? Wo setzen Sie sich Grenzen?

Grenzen auf jeden Fall. Im Asylager Lampedusa wäre es leicht gewesen, eine Revolte anzuzetteln, um eine bessere Story zu haben. Man muss sich auf die Beobachterrolle beschränken und sich unsichtbar machen. Problematisch wird es, wenn neben dir Personen geschlagen werden. Man kann sich ja nicht zu erkennen geben, um nicht aufzufliegen. Auf dem Wüstentreck wäre ich als eingeschleuster Journalist ohnehin sofort erschossen worden. Dort habe ich stattdessen ein Ablenkungsmanöver benutzt, wenn meine Mitreisenden misshandelt wurden. Ich rief: «Wer will Medizin gegen Erkältung? Ich habe Medizin im Rucksack!» Und sofort hörten die Misshandlungen auf, die Ablenkung reichte. Man muss einen kühlen Kopf behalten, die Situation einschätzen, um schnell reagieren zu können.

Wo sehen Sie ethische Grenzen?

Die Grundfrage ist: Wie gehe ich vor, um an die Fakten zu kommen? Eigentlich ist ein Journalist verpflichtet, sich immer als solcher zu erkennen zu geben. Aber unter bestimmten Umständen bekommt man dann nichts mehr zu sehen. In den Flüchtlingsauffanglagern ist Journalisten laut Einwanderungsgesetz der Zutritt verweigert. Das ist für mich Zensur und muss umgangen werden, das gehört zu unserer Aufgabe als demokratischer Kontrollinstanz. Darin wurde ich von den italienischen Richtern bestätigt, als sie mich in der Berufung freisprachen. In der Schweiz haben die Gerichte

Es wäre kriminell gewesen, mich als Arzt oder Sanitäter zu verkleiden

Zensur muss umgangen werden, das gehört zu unserer Aufgabe

Die Rolle des Wachhundes, nicht des Begleithundes einnehmen

dieses Prinzip nicht anerkannt. Ich hätte mich legal in die Schweiz begeben müssen, hiess es. Aber dann hätte ich die Geschichte nicht erzählen können. Ich würde es also wieder tun, obwohl man zum Beispiel bei einem illegalen Grenzübergang auch körperliche Risiken eingeht. Denn ich würde mich ethisch verantwortlich fühlen, wenn ich angesichts von Informationen über Misshandlungen nicht meiner journalistischen Pflicht nachginge, diese Informationen zu überprüfen.

Zu welchem Zeitpunkt haben Sie beschlossen, die Spitalleitung in Rom mit den Vorwürfen zu konfrontieren?

Wir schickten der Krankenhausleitung den Bericht aus Höflichkeit, als die Zeitschrift schon auf dem Weg zum Kiosk war. Man nahm ihn zur Kenntnis, es gab keine Konfrontation. Erst als die Geschichte ins Fernsehen kam, wurde ich von einem Oberarzt angegriffen, der klagte, wir Journalisten sollten über Dinge schreiben, die funktionieren und nicht über solche, die nicht funktionieren. Man muss sich dieser Art von Konfrontation nicht entziehen, andere Meinungen akzeptieren, bescheiden bleiben, den Lesern und auch den Behörden offen erklären, wie und warum man so arbeitet.

Für Ihre Recherche im Krankenhaus hatten Sie einen ganzen Monat zur Verfügung. Welche Rolle spielt der Verlag, dass Sie so arbeiten können?

Er gibt mir die maximale Freiheit. Ein guter Verleger mischt sich nicht ein, sondern liest die Zeitung erst, wenn sie am Kiosk ist. Fundamental ist die Rolle des Chefredakteurs.

Er beschloss, mir einen Monat zu geben auf Grund der Fotos, die ich nach meiner Vorarbeit vorlegen konnte, und natürlich wegen meiner anderen Arbeiten.

Fabrizio Gatti

(MK) Fabrizio Gatti, 41, arbeitet seit 2003 für L'Espresso, Rom. Vorher berichtete er für den Mailänder Corriere della Sera über Kriminalität, Korruption, Drogenhandel und Einwanderungsproblematik. Seit 1998 mit der Methode der verdeckten Recherche. 1999 liess er sich über die Grenze in die Schweiz schleusen. 2000 lebte er in einem Mailänder Asylager. 2003 durchquerte er mit einem Flüchtlingstreck die Sahara.

2005 schmuggelte er sich in ein Auffanglager der Insel Lampedusa, sein Bericht erregte international Aufsehen. 2006 arbeitete er in den Tomatenplantagen im süditalienischen Apulien und erlebte als «Illegaler» die sklavennähnliche Ausbeutung der Immigranten. Im Januar 2007 erschienen die Ergebnisse einer vierwöchigen Undercover-Recherche über skandalöse Hygienezustände im grössten italienischen Krankenhaus, Umberto I. in Rom.

Gatti erhielt für seine Arbeit zahlreiche Journalistenpreise, so im Jahr 2006 den Leipziger «Preis für die Freiheit der Zukunft und Medien».

Versteckte Kamera bei der Recherche

Von Peter Studer

Es geht nicht darum, mit einer guten Geschichte eine höhere Auflage zu erzielen. Bei «L'Espresso» ist es eher umgekehrt: die Zeitschrift verkauft sich gut, weil sie eine lange Tradition von investigativem Journalismus verkörpert. Viele Kollegen, die ich kenne, würden gerne investigativ arbeiten, dürfen aber nicht. Journalisten sollten die Rolle des Wachhundes haben, meistens sind sie aber nur die Begleithunde. Wir müssen unsere Freiheit als Journalisten nicht nur verteidigen, sondern auch ausüben. Als Jugendlicher habe ich «Ich Ali» von Günter Wallraff und andere Bücher über verdeckte Ermittlungen gelesen, sie haben mir die Augen geöffnet. Und eins darf man nicht vergessen: In die Rolle eines anderen zu schlüpfen ist eine wunderbare Art, Dinge zu erfahren, über die man schreiben kann. Ich bin glücklich, Emotionen und Geschichten selbst erleben zu können, über die ich trotz hunderten von Berichten nicht so hätte schreiben können. Abgesehen vom rein journalistischen Ziel ist es auch ein ausserordentliches Mittel, seinen inneren Erfahrungsschatz zu bereichern. ◀

Michael Kadereit ist Journalist in Varese/Italien. Das Interview führte er exklusiv für die gazette.

Zu Fabrizio Gatti und zum Bundesgerichts-Entscheid von 2001 siehe gazette 4/2005.



Titelseite L'Espresso, vom 5. Januar 2007

Während der letzten Wochen hat eine «Kassensturz»-Recherche um Schönheitsoperationen zu reden und zu schreiben gegeben. Die Redaktion schickte die 19jährige wohlgewachsene Miss Argovia beim Schönheitschirurgen Dr. med. Peter Meyer-Fürst vorbei, um eine Brustoperation zu besprechen, und zwar in Begleitung einer «Freundin», bei der es sich um eine mit versteckter Kamera bewehrte KS-Reporterin handelte. Die Stücke der geheim gefilmten Dokumentation waren von Kommentaren anderer Schönheitschirurgen unterbrochen; sie rügten, Meyer-Fürst hätte der jungen Frau abraten oder mindestens Bedenkzeit einräumen sollen, statt ihr nach wenigen Minuten schon ein Vertragsformular hinzuhalten. Der Off-Text fiel pointiert aus und enthielt zahlreiche weitere Vorwürfe – darunter denjenigen, der Chirurg habe die Argovia-Brüste unnötigerweise siebenmal berührt.

Der Einsatz versteckter Kameras ist medienrechtlich und medienethisch umstritten.

Das Strafgesetzbuch verbietet in den Artikeln 179–179quater eine Reihe von journalistischen Angriffen auf den Privatbereich, so die Tonband- oder Kameraaufzeichnungen von nichtöffentlichen Gesprächen ohne Einwilligung an sich, aber natürlich erst recht deren Auswertung. Das

gesetzliche Verbot mit Straffolgen gilt eigentlich ohne wenn und aber. Da der Richter jedoch auch präzise formuliertes Strafrecht verfassungsmässig auslegen muss, gibt es ausnahmsweise etwas Raum neben dem strikten Gesetzeswortlaut für höherwertige «berechtigte Interessen». So kann die Abwehr sozial unerwünschter Zustände den Eingriff in die strafrechtlich geschützte Privat- und Geheimsphäre «rechtfertigen» – wenn das «Ziel als gerechtfertigt und klar höherwertig erscheint» (Schutz von künftigen Opfern schönheitsärztlicher Tätigkeit), der Einsatz versteckter Kamera «notwendig und angemessen ist», ja den «einzigsten ziel führenden Weg darstellt» (weil sonst nichts bewiesen werden kann).

Das Bezirksgericht Dielsdorf hat einen versteckten Kameraeinsatz des «Kassensturzes» im November 2006 gebilligt: Nur so sei das unerhört zudringliche und inkompetente Vorgehen eines Versicherungsberaters nachweisbar; andernfalls würde er einfach alles abstreiten. Das Gericht hob allerdings hervor, dass «Kassensturz» darüber hinaus alles unternommen hatte, den Eingriff in die Privatsphäre des Versicherungsmannes so schonend als möglich zu gestalten: Gepixeltes Bild, verstellte Stimme, keine Nennung des Beraternamens (immerhin aber des Firmennamens). Der Fall liegt jetzt vor dem Zürcher

Obergericht. – Vergleichen Sie die Vorgehensweisen in den Fällen «Versicherungsberater» und «Schönheitschirurg»!

Schranken errichtet auch der Persönlichkeitsschutz des Zivilgesetzbuchs (Art. 28), der die Verletzung des Rechts am eigenen Bild dann rechtfertigt, wenn der Verletzer ein «überwiegendes öffentliches Interesse» nachweist. Und das benachbarte Datenschutzgesetz, das zunächst nur «lautere» Recherchen zulässt (Art. 4, 12, also eigentlich nur die «offene Kamera»). Das öffnet unter Umständen den Weg für Geldforderungen des Chirurgen – Schadenersatz und Genugtuung.

Der Journalistenkodex schliesslich verlangt ebenfalls «lautere Methoden» (Pflicht Nr. 4); die Praxis des Presserats lässt «verdeckte Recherchen ausnahmsweise zu», wenn Informationen von «überwiegendem öffentlichen Interesse ... nicht auf andere Weise beschafft werden können» (www.presse-rat.ch). Ähnlich auch die Publizistischen Leitlinien von SF.

Rechtsanwalt Peter Studer war Chefredaktor SF (bis Ende 1999) und verfasste «Medienrecht für die Praxis» (3. Auflage 2006, mit R. Mayr von Baldegg). Er präsidiert den Presserat.